

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 8

Artikel: Die Lachmöven auf dem Ratzerfeld
Autor: Graf, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

"Und doch," wiederholte ich, "besitzt das Nachtlager im Walde auch seine Unnehmlichkeiten. Wie oft ist es nicht das Los des Jägers, im öden Walde sein einsames Nachtlager zu bereiten und den Hund als Kopfkissen zu benutzen?"

Chacun à son goût," sagte er; "ich habe auch den meinigen, der in manchem von demjenigen Anderer abweicht. Sie haben heute Abend meine einfache Lebensgeschichte vernommen, wir sind unter eigentümlichen Verhältnissen zusammengetroffen und beide von diesen verdamten Wölfen bedroht worden. Wir werden uns noch oft treffen und gemeinsam gegen die Tiere des Waldes zu Felde ziehen. Sie müssen mich ganz und gar kennen lernen, nicht bloß als Jäger, sondern auch als Mensch. Hören Sie meine Lebensphilosophie:

Ohne Schatten — keine Lichter,
Ohne Winter — niemals Lenz;

Ohne Freigheit — nie Lorbeer,
Ohne Frost — kein warmer Hauch,
Ohne Sterben — niemals Leben,
Ohne Hütte — auch kein Schloß.
Ohne Leiden — keinen Trost,
Ohn' Gesetze — kein Verbrechen;
Ohne Sturm — nie Ruhe herrscht.
Ohne Nächte — keine Tage
Ohne Schmerzen — kein Gejunden,
Ohne Grobheit — keine Feinheit,
Ohne Thäler — niemals Hügel
Ohne Wildnis — keine Auen,
Ohne Sorgen — kein Vergnügen,
Ohne Sünde — niemals Tugend.

(Fortsetzung folgt).

Die Lachmöven auf dem Rafzerfeld.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von Albert Graf, Zürich.

Ein trüber Novembertag hatte sich mühsam aus den Armen der nicht endenwollenden Nacht losgerungen. Grauschwärze Wolkenhaufen, die von einem wilden West gepeitscht, thalaufwärts jagten, hingen tief ins Thal. Kalt und frostig war die Luft, und ein feiner Sprühregen schlug beißend ins Gesicht, als wären die krystall'n Tröpfchen all zu Eis erstarrt.

"Grausiges Wetter! Die nächsten Tage bringen Schnee, gestern sind seine Vorboten, die Schneevögel, im Juch und an der Limmat erschienen," rief Nachbar Matthias mit einem freundlichen, "Guten Tag" zu mir herüber. "Die Schneevögel? Von dieser Vogelart habe ich noch gar nichts gehört, wie sieht sie aus?" warf ich fragend und halb zweifelnd ein. "Natürlich, Sie sind ja erst seit Frühjahr hier, Sie können diese ja noch gar nicht kennen," fügte er erklärend bei, "jedes Jahr, so einige Tage vor dem ersten Schnee tauchen sie plötzlich im Thale auf und so sicher als zwei mal zwei vier sind, folgt dieser ihnen auf dem Fuße nach."

Vögel, die in der Wetterpropheteiung mit dem berühmten Falb sich messen konnten, waren mir ein Rätsel. Ich brannte vor Begierde, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, kaum mochte ich den ersten Glockenschlag erwarten. Sofort machte ich mich nach ihnen auf die Suche. Soweit aber das bewaffnete Auge reichte, nirgends fing es etwas Fremdes auf, durchs ganze Juch wohl Krähen, aber keinen einzigen der wetterkundigen Fremdlinge.

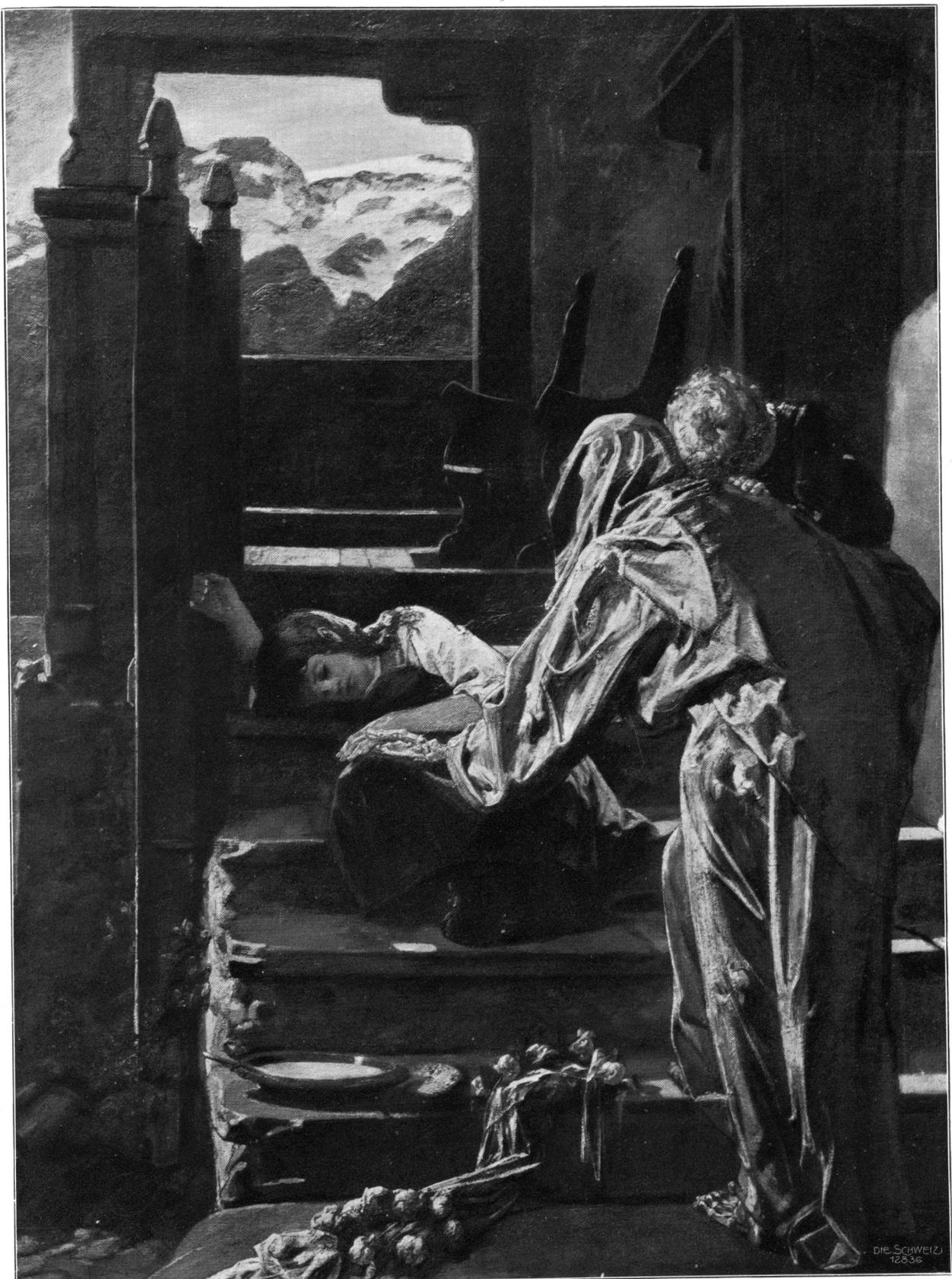
Doch was sind das für weiße Vögel dort oben unterhalb der Badenerstrasse auf dem frischumgebrochenen Aker? Eine Gärtnerei soll dort entstehen. Am Ende ein Flug weißer Tauben! Sie fliegen auf, ein Wagen rollt thalaufwärts. Ha, diese schneigen Gestalten! Wie riesenlocken wirbeln sie toll durcheinander! Diese langen, scharfgeschlissenen, sich nach der äußersten Schwinge hin stark verjüngenden Sensenflügel, der schlanke, silberne Leib, so fein gebaut, als wäre er vom Fisch erborgt, das eigentümliche, seitdem schon oft bewunderte Flugbild, das den Dreizack vom Meer beherrschenden Neptun hinauf ins Lustreich zeichnet, der hübsche schwimmende Flug, das wilde schrille Kreischen! Alles so fremd, so eigenartig, so grundverschieden vom Thun und Wesen unserer gesiederten Genossen. Staunend schaue ich das wirbelnde Gewoge. "Diese Vögel," so fällt mir plötzlich ein, „haft du auch schon irgendwo gesehen.“ Blitzschnell durchfliege ich all die avifaunistischen Erinnerungen, immer weiter führen sie zurück, zurück in meine Jugendzeit, hinaus auf meiner Heimat weites Feld, richtig, da sind sie wieder.

Es war im Vorwinter des Jahres 1869. Da brachten Bauersleute, die ihre Weißrücken verspätet heimfuhren, die Kunde in das Dorf, daß ein ungeheure Flug seltsamer Vögel, wie sie auf dem Rafzerfeld noch gar nie gesehen worden, sich auf den leeren Rüben- und Brachfeldern weidend tummle. Das ganze Dorf sprach von dem Ereignis und erging sich in allerlei Vermutungen über Art und Herkunft der Fremdlinge. Die Alten waren ob ihnen besonders aufgeregt, denn sie sahen in ihnen schlimme Boten böser Weltgeschicke. Unser Nachbar, des Salomonis Großvater, ein uralt schwächtig Männchen mit weißen Ringellochern um die Schläfen, behauptete steif und fest, sie prophezeien jenen erschrecklichen Krieg, den, wie sein

Vater ihm erzählte, eine Somnambule schon längst vorausgesagt. Am Ende des Jahrhunderts, so gehe von ihr die Sage, werde ein Krieg entbrennen, groß und schreckhaft wie noch keiner. Auf unserm weiten Felde schlagen die entzweiten Völker ihre Schlachten. Blut werde dabei fließen, daß es die Erde nicht mehr trinke und man knöcheltief darinnen waten müsse. Noch ging diese unheilvolle Weissagung wie ein böser Gespenst in unserer Gasse um, als eines Abends die Beckenhannen, eine weitentfernte, steinalte Bäse, in unserer Küche Einkehr hielt. Das war zwar nichts besonderes, denn so regelmäßig wie der Schnetterlinger Wächter jede Sylvesternacht in einem frommen Spruch unsre Familie Glück und Segen zum neuen Jahre wünschte, bis ihn der Vater zu einem wärmenden Schnäppchen lud, so erschien sie Woche für Woche, um nach bittern Klagen über die schlechten Zeittläufe und die Verderbnis der jetzigen Welt eine Spende aus dem Küchekasten zu empfangen. Raum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, so ging unter bedecktem Kopf gewackel der Jammer los: „Nein auch, habt Ihr's auch schon gehört! Die fremden Vögel auf unserem Felde! Ach Gott, was die ausweisen! Was müssen wir noch erleben! Einen gräßlichen Stern, so wahr die Sterne am Himmel stehen! So stehts schwarz auf Weiß gedrückt in des Hanfels Jakob alter Chronik. In den Jahren . . . , die Zahlen kann ich weiß Gott nicht mehr behalten, so heißtts dort, haben auch ganz fremde Vögel unser Land durchflogen. Das eine Mal erfolgte darauf große Kälte, Hungersnot und gefährliche Rebellion, das andere Mal ein Sterbend und Teuerung und das dritte Mal gar schädliche Wassergüsse, zornige Strahlwetter, ein flammender Komet und zulegt häusete ein so erschröcklicher Sterbet, daß es kaum der Hände genug gab, die Toten zu begraben.“

So wie in unserer Gasse, grub man auch im Storchenninkel, in der Schmid- und Käfflergasse, allenhalben, wo sich noch Stützen der zu Grabe steigenden Generation vorfanden, emsig nach halberloschenen Erinnerungen, längst verschollenen Sagen und vergilbten Chroniken. Boten sie ähnliche Anknüpfungspunkte und mochten sie noch so albern und dem logischen Denken zuwider sein, man brachte die fremden Vögel damit in Verbindung und mit ihrer Hilfe setzte die geschäftige Phantasie des Volks die wunderlichsten Geschichten in die Welt. Die „bestandenen“ Männer schüttelten darob lächelnd ihre Köpfe; aber von Übergläuben waren sie doch nicht frei. Unter seiner Dächlikappe grübelte mancher über den Besuch der unbekannten Gäste nach und weil er davon nicht klüger wurde, dachte er: „Unsere Alten sind gescheitert denn wir; am Ende sind sie mit ihren Auslegungen doch im Recht.“

Nur wir Buben kümmerten uns wenig um diese unheilvollen Deutungen und um die geheimnisvolle Scheu, welche jene vor den Vögeln hatten. Sie waren da. Möchte noch so tiefes Dunkel über ihre Herkunft und ihren Namen schweben, das bedrückte unsre Gemüter nicht. Sehen wollten wir sie und wenn immer möglich, ein paar davon lebend oder tot in unsre Hände bekommen. Allerlei naive Pläne wurden für ihren Fang geschmiedet und sein ausgegliedert. Am nächsten freien Schulhalbtag, es war an einem Freitag Morgen, roteten sich früh die Buben unserer Gasse und einige wohlbeleumdeten Genossen



Orphanorum Consolator.

(„Der Tröster der Waisen“.)

Gemälde von Ernst Stückelberg, Basel (1889).

Eigentum des Herrn Lucas Rigganbach in Basel.

aus ihrer Nachbarschaft zusammen. Niemand anders wurde mitgenommen. In wilder Hast, als gäte es unjern alten Erbfeind, die Lottstetter Buben, zu überrumpeln, flogen wir durchs Dorf. „Wohin? wohin? Ich komme auch mit!“ rief mancher sonst wohlglittene Kamerad uns nach. Wir blieben verschwiegen wie das Grab und rasten weiter. Sprang einer dennoch mit, so warf ihn ein derber Stoß aus unjern Reihen und ein paar drohende Fäuste verleideten ihm das Mitrennen. Draußen vor dem Dorf auf dem freigelegten Egerzierplatz hielten wir Ausschau und Kriegsrat. Bald signalisierten ein Paar scharfe Sperberaugen weit drunter in der Unterzelt im AwanDEL, die soeben ihren Standort wechselnden Vögel. Mit „dort sind sie! dort sind sie!“ jagten wir davon, die Größten an der Spitze, die Kleinsten schwer feuchend hinterdrein, querfeldein ohne Weg und Pfad, durch hohe Roggensaft, durch kaum herast Weizenäcker, durch Klee und Stoppelfeld dem Ziel entgegen. „O, mein Schuh! mein Schuh!“ tönte es bald da, bald dort, wenns durch frischgebrochene Ackerkrume ging und oft verschwand eines der springenden Männchen, an einem verborgenen „Schwirren“ stolpernd, in hochaufgeschossener Saat.

„Da herum liegten sich die Vögel nieder.“

Die wilde Jagd steht. Schweisgebabdet, mit zündend rotem Kopf, die Hände auf die hämmernde Brust und in die schmerzenden Seiten drückend, harren wir der Nachzügler. Der Eine und der Andere schleicht heimlich aus der Reihe, hebt einen Stein, spitzt ungeheben darunter; das heißt das böse Seitenstechen. „Aber wo sind unsere Vögel?“ Zuletzt entdecken wir sie weit außen, scharf heben sich die Silberleiber vom braunen Ackergrund. In weitem Bogen, so fordert uns der Feldzugssplan, umkreisen wir den weidenden Schwarm und schleichen uns von allen Seiten langsam an ihn heran. Auf ein gegebenes Zeichen wollen wir ihn in rajdem Lauf umzingeln und die Fremdlinge mit den mitgebrachten Stöcken niederschlagen. Enger zieht sich schon der Kreis, des Erfolges sind wir sicher. Wir rennen, aber da rafft sich ein Vogel auf, dort ein anderer und ehe wir uns recht versetzen, wirbeln sie alle mit gellendem Frechens und uns mit ihrem gelbgrünen Kot bewerfend, empor. Mit weit aufgerissenen Augen, mit offenem Maul, stumm vor Staunen schauen wir den wilden Hexentanz hoch über unsern Häuptern. Ein geheimes Gruseln überkommt uns, all die schaurigen Mären schwirren durch die Köpfe. „Mit den Vögeln ist's wirklich nicht gehauer, so flug eingefädelt war der Plan, sie haben ihn gerochen, der alte Meßmer Franz hat recht, nicht blos das Pulver, auch der Menschen Gedanken wittert das Teufelsvieh von weitem,“ so denken alle. Ganz unheimlich wird es uns zu Mut. Den kleinen Demut packt der Schrecken, beim Ausmarsch hat er ihrer wüst gelüstert. Er schreit und winfelt, als fähten sie ihn schon am Schopf. Auch bei andern, die leichtfertig darüber gespottet, regt sich das Gewissen. Ein Glück, daß sie sich unter immer weiterausholenden Kreisen rasch entfernen, nur noch wenige Augenblicke und all die kühnen Jagdgessellen wären flennend vor Angst davon gesprungen. Froh aufatmend, unser Hosenfuß, der Demut, mit den fotbeschmutzten Händen seine dicke Thränen im ganzen Gesicht zerreibend, folgen wir ihnen mit den Blicken. Oberhalb der Landstraße, in den Eichen, sehen sie sich von nemem. Mit der Größe der Entfernung wächst unser Mut wieder, eifrige Beratungen zeitigen einen neuen Angriffsplan. Eine Viertelstunde weit rennen wir feldauf, aber wie wir überm Strafenbord austauchen, erheben sich auch die Verfolgten, um sich in größerer Entfernung wiederum zu zeigen. Die voreilige Flucht steigert unsern Eifer, aufregender wird die Verfolgung, um die Wette jagen wir mit ihnen kreuz und quer durchs Feld.

Noch immer tobt die wilde Jagd und doch ist überm Dorf die Mittagsglocke längst verklungen. Endlich besinnt sich einer: „Welche Zeit mag sein? Wir müssen ja um 1 Uhr in die Schule!“ ruft er, Böses ahnend. Wie von einem Blitzschlag festgebannt, so hält die Schar. Anger als ein kalter Wasserstrahl wirfen diese Worte auf die erhitzen Köpfe. Das Jagdfieber ist im Nu verraut. Als säße jedem der leibhaftige Gottseibeins in der Gestalt einer der verfolgten Vögel auf dem Rücken, so fliehen wir in banger Angst dem Dorfe zu. Bald stehen wir, uns gegenseitig mustern, im Tannenweg. Niederschlagend sind die Resultate. Schuhe und Strümpfe sind vor dem Rote nicht mehr zu erkennen, wie gemauert sind die schwarzen Zwilchhosen, die dick mit Kot behängten Fransen ihrer defekten

Säume baumeln wie Glockenschwängel um unsere Beine. Und erst unsere „zwillnen Schöpchen“! Auf jedem Rücken steht ein unglückverheißennder Komet, der Kern, ein riesiges Schmuzpfaster in der Weiche, der Schweif erkt oben an den Käppchen sich verlierend, eine Flut trockener Koifprize. In dieser Verfassung wagt sich keiner heim, wir waschen uns, so gut es geht, am Traubebrunnen. Kaum sind die Sünden halb getilgt, so schreckt uns der Seppel Tobias vom Troze. Stolz wie ein Grenadier, mit überlegenem Lächeln, kommt er, den leinenen Schulsack mit dem großen schwarzen Hirsch quer über der Achsel tragend, die Straße hervor. „Ja, willst du schon zur Schule?“ rufen wir im Chor. „Natürlich; was glaubt Ihr denn; es ist schon über halb eins; Ihr werdet von den Euren etwas hören!“ mahnt er voller Schadenfreude bei dem Anblick unserer sauberen Kleider. In wilderer Hast als wir, jeder nur auf sein eigenes Heil bedacht, stoben wohl die Mörder Albrechts nicht auseinander. Und gleich ihnen eilte jeder auf eigenem Wege der führenden Strafe in die Arme. Einen letzten Blick voller Wehmut und Entzagung warf ich auf des Seppel Tobis Leinenjack mit dem schönen schwarzen Hirsch. Wie oft hatte ich daheim einen ähnlichen mir erbettelt! Wenn du dich brav und artig hältst, so wollen wir es dem Samitlaus sagen, lautete die zulegt gegebene Verheißung. Wie jetzt aber die Blicke übers Rücklein gleiten, da denk ich traurig: „Ade, Samitlaus! ade, Sac und Hirsch! Wär ich nur erst in der Schule!“

Gleich einem armen Sünder trotte ich das Kilchweglein herauf und ducke mich recht tief hinter unjern Hagenbuchenbag, der ihm entlang läuft, damit mich die Meinen von der Stube aus nicht sehen und für mich nicht einen der schiefen Situation angemessenen Empfang zum vornehmerein in Ratschlag bringen können. Leis und behutsam wie auf ungefohlten Endefünten durchschleiche ich den langen Gang, zögernd öffne ich die Thüre, die Unsern alle sitzen um den Tisch bei dem beendigten Esen. Noch heute sehe ich die entsezteten Mielen meiner Schwester, höre das Hohnlächter der drei Brüder, fühl die ersten strafenden Blicke meines Vaters gleich Bleigewichten auf mir lasten. Er nimmt mich gehörig ins Gebet wegen des Verbleibs am Morgen. Stotternd, von Thränen und vom Schluchzen unterbrochen, erzähle ich die unheilvolle Jagd. Keine der erlittenen Unbill bleibt vergessen, klag' um Klage regnet auf die fremden Vögel, die die Schuld an Allem tragen. Kopfschüttelnd hört der Vater meinen Anschuldigungen, der Komet auf meinem Rücken, die neumodige Schellentracht an meinen Hosen zwingen endlich ihn zum Lachen. Mit einem tüchten Verweis für meinen Vorwitz und meine Einfalt schließt die Beichte und grossend befiehlt die Schwester: „Rasch das Sonntagskleidchen angezogen, so darfst du nicht zur Schule, ich muß dich von zu oberst bis zu unterst waschen. Waren wir einmal so heimgekommen, man hätte uns zu Kot verschlagen.“ Obichon ich sonst bei ähnlichen Vergleichen nicht lange nach einer Antwort suchte, schwieg ich jetzt wohlweislich, überglücklich so leichten Raufs davonzukommen. Schnell schlüpfe ich ins saubere Gewand und unter Preisgabe des Mittagsmähles folgte ich dem Vater noch rechtzeitig in die Schule. Nicht alle Jagdgärtner erfreuten sich zu Hause einer solchen Nachsicht; der Solgemer Hans hatte bedenklich verweinte Augen und als ich den Demut beim Schreibschreiben leise fragte: „Du, wie ists gegangen?“ schwieg er beharrlich, schnitt aber ein Gesicht, als hätte er soeben ein Dutzend der bittersten Pillen eingenommen. Auch von den andern sprach kein einziger mehr von den verwünschten Vögeln, was ebenso verdächtig war. Nicht minder waren sie auch mir verleidet. Doch spürte ich die Ohren, wenn meine Brüder von ihrer Verfolgung durch erwachsenen Personen erzählten. Diese waren bei ihren Jagden nicht glücklicher als wir, trotzdem sie ihnen mit Pulver und mit Blei zu Leibe gingen. Auf den Jauhewagen führten sie ihre alten mit Schuhnägeln geladenen Rollflinten ins Feld und suchten sich durch erste gedeckt, möglichst nah an sie heranzumachen; aber keinem einzigen glückte ein Schuß. Erst nach mancherlei Schlichen gelang es dem Schneiderfranzen Meegger, dem einzigen Jäger unseres Dorfes, endlich, ein Paar zu erlegen. Als Wundertiere wanderten sie zum Ausstopfer nach Zürich, als Lachmöven, die man in Zürich schon seit Jahrhunderten als Wintergäste kenne, führten sie aufs Rafzerfeld zurück. Jahre lang standen sie vor des Jägers Fenstern neben ein Paar Käbitzen, die auf ihrem Zug dann und wann unser Feld berührten, zur Schau; aber Lachmöven ließen sich dort nie mehr blicken.